

Peter Bichsel:
Auskunft für Leser

Herausgegeben von
Herbert Hoven

Luchterhand

Originalausgabe
Sammlung Luchterhand, März 1984

Lektorat: Klaus Roehler
Umschlaggestaltung: Kalle Giese, Darmstadt
Umschlagfoto von Josef Stücker
Herstellung: Ralf-Ingo Steimer
© 1984 by Hermann Luchterhand Verlag
GmbH & Co KG, Darmstadt und Neuwied
Gesamtherstellung bei der
Druck- und Verlags-Gesellschaft mbH, Darmstadt
ISBN 3-472-61494-3

IV

»Geschichten zur falschen Zeit«

**Kaspar H. Spinner Wir Schweizer sind Schweizer
sind Schweizer**

Eines Landsmanns Bichsel-Lektüre in der Fremde

»Ich bin Schweizer.«

Dieser Satz aus »Des Schweizers Schweiz« von Bichsel trifft auch auf mich zu; deshalb denke ich, wie so viele Schweizer, beim Lesen dieses Textes ständig: Ja, genau so ist es. Ich fühle mich gewissermaßen als Schweizer ertappt – und ärgere mich auch ein bißchen, wie man das so tut, wenn man auf die eigenen uneingestanden Schwächen hingewiesen wird.

»Ich lebe in diesem Land.«

Dieser Satz trifft auf mich nicht zu. Ich lebe nicht »in diesem Land«, blicke aus der Fremde dahin, aus dem »Ausland«. Hier im Ausland (meinem »hier«) fragt man sich immer wieder, wie ich als Schweizer habe hierher kommen können, weg von der Schweiz. Dort sei es doch viel schöner. Ich denke dann an »Des Schweizers Schweiz« von Bichsel, an das »Unbehagen im Kleinstaat« (so der Titel des bekannten Buches von Karl Schmid), das immer wieder von Schweizer Schriftstellern geäußert wird. Aber es fällt mir schwer, begreiflich zu machen, wie ein Bedürfnis nach Distanz und zugleich eine unerschütterliche Verbundenheit mein Verhältnis zu meinem Herkunftsland charakterisieren. Doch wenn ich Bichsels Texte lese, sehe ich diese ambivalente Einstellung ausgedrückt; mit seinen Texten schafft er sich die Distanz zu

dem Land, in dem er lebt und das für ihn nicht Ausland ist.

Liest ein Deutscher Bichsels Texte gleich wie ich, liest sie ein Schweizer, der in der Schweiz wohnt, gleich?

Bis in den Sprachrhythmus hinein, durch die hochsprachliche, schriftsprachliche Fassung hindurch, empfinde ich, daß hier ein Landsmann spricht. Das Äußerlichste sind die Alemannismen: Von »Papeterie«, vom »Kasten« (für Schrank) ist in »San Salvador« die Rede, von »Agenda« (für Terminkalender) im »Kartenspiel«, vom »Autocar« in »Die Tante«, und in »Holzwolle« steht der Satz: »In Schneemännern muß es auch etwas haben.« Das mag vielen Schweizer Lesern gar nicht auffallen, weil es sich um vertraute schweizerische Schriftsprache handelt; auf den deutschen Leser dürften die Formulierungen eine leicht verfremdende Wirkung ausüben. Fremde und Nähe im Text, die Vorzeichen verkehren sich je nach Leser: Alemannismen als Aufscheinen des Vertrauten oder als Einsprengsel aus fremdem Dialekt. Keinem Leser dürfte dieser Doppelaspekt so deutlich werden wie dem Landsmann in der Fremde.

Und dann der vertraute Tonfall, den ich geradezu höre, wenn ich Bichsels Prosa lese: diese gewisse Schwerfälligkeit, die Pausen, die Konzentration auf wenige Worte, die Wiederholungen, aber auch die häufige Verwendung des Konjunktiv II – Charakteristika nicht des Schweizerdeutschen schlechthin, sondern der Dialekte vom »Jurasüdfuß« (wie Bichsel sagt), dem »Gebiet von Solothurn und Bern«, der Gegend, in der sich Bichsel »zu Hause fühlt«. Was manchem Leser als bewußte Stilisierung oder auch als Ungeschicklichkeit auffallen mag, spricht denjenigen, der einen Dialekt dieser Gegend seine Muttersprache nennt, als Muster des Vertrauten an.

»Glanz, Bravour und Brillanz sind Bichsels Sache nicht.« Dieser Satz in der mit »Brillanz« geschriebenen Rezension Reich-Ranickis zum »Milchmann«-Bändchen beschreibt, was ein Schweizer Leser als eigenes Sprachproblem wiedererkennt: Glanz und Bravour bundesdeutscher Rhetorik liegen ihm nicht, verschaffen ihm immer wieder ein Unterlegenheitsgefühl. Bichsel selbst hat in einem Interview gesagt: »Ich verspüre wenig Talent beim Schreiben und stoße dauernd an meine Unfähigkeiten.« Und: »Das, was herauskommt, ist eher ein Produkt meiner Unfähigkeiten als meiner Fähigkeiten.«

Daß Produkte von Unfähigkeiten zu einem literarischen Erfolg in der Bundesrepublik und zu bevorzugter Schullektüre geworden sind, mag Schweizern, die solche Unfähigkeiten als die ihren erkennen, als ein Stück Selbstaufwertung vorkommen. Oder bleibt doch ein Unbehagen? Jene Umständlichkeit im Ausdruck, die mir auffällt und die mich trotz der nachsichtigen Toleranz bundesdeutscher Mit- und Zuhörer peinlich berührt, wenn ich zum Beispiel im Rundfunk Schweizer reden höre: findet sie sich nicht in Bichsels Texten wieder? Wiederholung der Substantive statt pronominalen Verweises, lieber ein paar Hauptsätze aneinandergereiht als komplizierte nominale und hypotaktische Konstruktionen, kurze Absätze, sozusagen mit Pausen zum Auffüllen: gekonntes Stilmittel oder Ausdruck sprachlicher Schwerfälligkeit? Die Ambivalenz will sich nicht auflösen.

Die Figuren in Bichsels Texten sagen wenig, ihre Aussagen bleiben wie in der Luft hängen, führen nicht weiter. In seinem autobiographischen Bericht »Mars« sagt Fritz Zorn über die Gespräche in seiner Familie: »Man brauchte bloß dahinter zu kommen, daß eine Sache »schwierig« war, und schon war sie tabu. Man konnte dazu sagen:

Aha, das ist ja »schwierig«; also sprechen wir nicht darüber und lassen wir das.« Bichsel erzählt zwar von einfacheren Menschen, nicht von Millionärsfamilien am Zürichseeufer, dem Milieu Fritz Zorns, aber auch Bichsels Figuren scheinen wortkarg zu sein, weil ihnen alles zu schwierig erscheint. Lieber die Dinge auf sich beruhen lassen, nicht zu viel bereden, keine Diskussionen vom Zaune brechen: die schweizerische Form von Toleranz?

Wenn ich Bichsels Texte lese, will es mir vorkommen, daß sie dieses Schweizer Problem nicht nur ausdrücken, sondern ihm selbst unterliegen. Ist ihre Simplizität nicht auch ein Alibi, daß mehr nicht gesagt werden muß? Die sprechenden Pausen, das atmosphärische Andeuten: ein Ausweg, um sich nicht in Schwierigerem zu verstricken? Ambivalent die Leserfahrung also auch hier. Die Sprachskepsis, die in Bichsels Texten zum Ausdruck kommt, ist wichtig in einer Welt der Geschwätzigkeit: aber ist es nicht auch etwas bequem, das Schwierige schwierig sein zu lassen und fast ein bißchen kokettierend Schlichtheit zur Schau zu tragen?

Bichsels Texte beschreiben, stellen fest. Sie holen nicht weit aus, legen nicht Entwicklungen dar, leiten nichts her und führen keine Folgen aus. Auch das ist sehr schweizerisch: man stellt fest, aber man diskutiert nicht und spekuliert nicht herum. Und oft gesellt sich eine unangenehme Besserwisserei dazu, selbstgerecht zur Schau getragen. Als negativste Eigenschaft des Schweizers hat Dürrenmatt einmal die Tatsache bezeichnet, »daß er sich so positiv vorkommt«. Bichsel hat die Schulmeisterlichkeit der Schweizer kritisch beleuchtet. Aber ist sein Aufsatz »Des Schweizers Schweiz« nicht selbst eine Maßregelung der Schweizer, so daß man sich als Leser wie ein kleiner Junge vorkommt, dem die beschränkt-verdrehten

Ansichten zurechtgerückt werden müssen? Und sind nicht auch die »Milchmann«-Geschichten ein wenig von oben herab geschrieben, von einem, der die Borniertheit der Figuren aufzeigen kann, weil er den besseren Einblick hat? Eignen sich Bichsels Geschichten vielleicht deshalb so gut für die Schule, weil man leicht eine sozialpädagogische Intention herausinterpretieren kann? Hat Bichsels sorgfältiges Benennen der Dinge, das gemächliche Aneinanderfügen der Sätze nicht auch etwas von schulmeisterlicher Pedanterie?

»Aber eine lustige Geschichte ist das nicht. Sie hat traurig angefangen und hört traurig auf«: so genau erläutert Bichsel als Erzähler, was es mit der Geschichte »Ein Tisch ist ein Tisch« auf sich hat. Gewiß, es handelt sich um eine Kindergeschichte. Aber ein wenig wie ein Kind komme ich mir immer beim Lesen von Bichsels Texten vor: »So ist denn der Schweizer auch überzeugt, daß nicht der Staat, sondern die Armee die Freiheit verteidige und garantiere. Das ist traurig; denn die Armee kann nur die Unabhängigkeit verteidigen.« Das steht in »Des Schweizers Schweiz«. Ein Schweizer als Schweizer über Schweizer: Belehrung der Besserwisser durch den, der es besser weiß.

Die Figuren in Bichsels Geschichten sitzen meist. Sitzen und warten, hängen ihren Gedanken nach, schauen zu. Sie sitzen im Gefängnis ihres Schweigens, im Gefängnis der Gewöhnung, der Ordentlichkeit; »Sitzen als Pflicht« heißt ein Aufsatz Bichsels. Was gibt es Schweizerischeres als dieses Sitzen in Bichsels Texten? Man läuft nicht voraus und nicht davon: es ist soweit ja alles in Ordnung, man kann ruhig sitzenbleiben. Auch Bichsels Sprache läuft nicht, die Sätze folgen dem Gestus des Sich-Hinsetzens; so sitzen sie nun da, einer neben dem anderen. Das

ruft einen Eindruck von Ordentlichkeit hervor, fast von Bravheit. »Damals waren wir Kinder. Jetzt sind wir Erwachsene. Dreißig Jahre ist das her. Jetzt haben wir uns wieder getroffen.« So ordentlich stehen, nein, »sitzen« die Sätze nebeneinander. Die bekannte, fast sprichwörtliche selbstgenügsame Ordentlichkeit des Schweizers auch hier in der Sprache dieser Texte?

Bichsel kennt das Unbehagen an der Schweiz, er spricht es aus und bleibt dabei Schweizer; Distanzierung und Verhaftetsein sind bis in den sprachlichen Gestus hinein miteinander verquickt. Und der Leser, je mehr er selbst aus einer Verbindung von Distanz und eigener Betroffenheit heraus den Text liest, erfährt desto mehr die Ambivalenz, die die Stärke von Bichsels Texten zugleich ihre Grenze und ihre Grenze ihre Stärke sein läßt.

1983

Anmerkung: Außer aus Texten von Bichsel habe ich zitiert aus W. Bucher/G. Ammann: Schweizer Schriftsteller im Gespräch, Basel 1970/71; M. Reich-Ranicki: Vom verfehlten Leben, Die Zeit 42, 16. 10. 1964; F. Zorn: Mars, München 1977; K. Marti: Die Schweiz und ihre Schriftsteller – die Schriftsteller und ihre Schweiz, Zürich 1966 (Dürrenmatt-Zitat).